

Titel:

Ursprünge und Befreiungen. Eine dissidente Kulturtheorie
Archeverlag Zürich, 1988

Elsbeth Pulver in „Schweizer Monatshefte“, Juni 1989
Der Mann - das andere Geschlecht.
Entwurf einer dissidenten Kulturtheorie

1.

An feministischen Büchern herrscht gegenwärtig gewiss nicht Mangel; das Thema Frau hat nun schon seit Jahren Konjunktur wie kaum ein anderes. Das gilt auch für den zumeist kritischen, manchmal auch leicht nostalgischen Rückblick in die Vergangenheit; das Matriarchat (oder was man sich darunter vorstellt) ist geradezu ein Modethema geworden. Da kann sich Übersättigung einstellen; dies umso mehr, als der publizistische Eifer oft wie ein unruhiges und wirkungsloses Feuerwerk anmutet, veranstaltet über der trägen Masse Realität, die sich nur an den Rändern langsam verändert.

Und dann kommt ein Buch, kommt trotz 500 Seiten auf leisen Sohlen und eher unauffällig, unter einem ganz und gar nicht reisserischen Titel, geschrieben in einem ganz und gar nicht plakativen Stil - und wischt Bedenken, Ermüdung, drohende Resignation einfach beiseite. Durch nichts anderes als durch Qualität, Differenziertheit und jenen Rest Zukunftshoffnung, ohne den man nicht leben mag. Die Überraschung ist um so grösser, als die Autorin bislang publizistisch eine Unbekannte war. In Deutschland geboren, aufgewachsen und ausgebildet (mit Studium der Philosophie und Psychologie im Nachkriegsmünchen), seit dreissig Jahren in der Schweiz verheiratet und tätig vor allem als Psychotherapeutin, tritt sie erst jetzt an die Öffentlichkeit mit einem ersten und zugleich einem souveränen Werk, der Summe reicher Kenntnisse, breiter Lektüre - und ohne Zweifel auch eines aufmerksamen und nachdenklichen Lebens.

Und das also ist das Buch: Carola Meier-Seethaler, „Ursprünge und Befreiungen. Eine dissidente Kulturtheorie.“ Der Titel ist offen und genau zugleich. Gefragt wird nach den Ursprüngen des Menschen, der Spannungen zwischen Mann und Frau, die man im Schlagwort „Geschlechterkampf“ zusammenfasst; gefragt wird nach der Möglichkeit von Befreiungen aus einem mörderischen und selbstmörderischen Prozess. Nicht thematisch, wohl aber in der Grundhaltung und Denkrichtung fühlt man sich an Erich Fromms Standardwerk „Anatomie der menschlichen Destruktivität“ erinnert. Das heisst „Ursprünge und Befreiungen“, geschrieben aus feministischen Ansätzen, ist nicht einfach ein Frauenbuch; das Thema ist - so gut wie, beispielsweise, bei Fromm - der Mensch in seiner Ganzheit, nur dass der weibliche Part dieser Ganzheit - vom weiblichen Standort - heller beleuchtet wird. Mit Grund also verspricht der Untertitel eine „dissidente“ und nicht eine feministische Kulturtheorie; das zweite ist im ersten eingeschlossen, aber damit nicht identisch.

Die Besprechung eines so umfassenden Werkes ist kein leichtes Unternehmen; macht man sich daran, fallen Zweifel wie Felsbrocken in den Weg. Wer soll und kann ein solches Buch beurteilen, in der

ganzen Fülle der Aspekte aus der Archäologie, Ethnologie, Psychologie, Soziologie? Die Forderungen unserer heutigen, streng spezialisierten Wissenschaft haben wir längst internalisiert; sie sitzen in den Knochen, strömen Unsicherheit und Lähmung aus. Selbstvertrauen dagegen gewinnt man aus dem Buch selber. Im letzten Abschnitt wünscht sich die Autorin geradezu einen „Streik der Laien“ gegen die Experten, vor allem gegen den „Imperialismus der Naturwissenschaften und ihr Bündnis mit den Vertretern der Wirtschaft und der Politik“! Sie selber wagt es, mit ihrem Buch die Barrieren des Spezialistentums zu überspringen, nicht als Laie, eher als Privatgelehrte, in einer Zeit, da es Privatgelehrte nicht mehr gibt. Nicht dass sie dabei die Schulung und Erfahrung ihres eigenen Fachgebietes aufgäbe: der Blick der geschulten und erfahrenen Psychologin bestimmt das Buch stärker als man anfangs merkt; eine intuitive (was nicht heißt: unreflektierte) Wahrnehmung dringt unauffällig unter die Oberfläche, macht Verborgenes und Verdrängtes sichtbar und wird gerade dort unerwartet fruchtbar, wo es um geschichtliche und vor allem vorgeschichtliche Zustände geht.

2.

In vier voneinander unabhängigen und doch aufeinander bezogenen Teilen (Die matrizenrische Frühzeit/Die matrizenrischen Hochkulturen/Die Konstituierung des Patriarchats/Befreiung zur Partnerschaft) führt das Buch aus der vorgeschichtlichen Frühzeit in die Gegenwart. Dass zwei dieser vier Teile matrizenrischen Gesellschaftsformen gewidmet sind, zeigt die Bedeutung, welche die Autorin ihnen auch zum Verständnis der Gegenwart beimisst. Sie sind gleichsam der dunkle, sorgfältig verschwiegene Grund, auf dem wir auch heute leben und der, will man den Menschen als Ganzes verstehen, bewusst und erfahrbar gemacht werden muss.

„Seit den frühesten Anfängen der Kultur hat die Menschen nichts so beschäftigt wie die Frage nach Geburt und Tod“: der Satz – er steht auf den ersten Seiten des Buches – gibt dem Ganzen einen Rahmen, umreisst die *conditio humana*, auf die der „primitive“ Mensch antwortet mit seinen Symbolen und seinem Verhalten – so gut wie der heutige, auch wenn der letztere sich dessen gar nicht bewusst ist. Von dieser Prämisse her muss es unmittelbar einleuchten, dass in der Frühzeit der Frau als der Gebärerin und damit Lebensspenderin besondere Bedeutung zugemessen, eine unmittelbare Nähe zum Numinosen zugestanden wurde. Die Vorstellung einer „Grossen Göttin“, dokumentiert in unzähligen weiblichen Götterbildern, die fast durchgängig matrilineare Sippenstruktur, das weibliche Priesteramt, das Fehlen von Kriegswerkzeugen und folglich kriegerischen Auseinandersetzungen –, das alles sind Merkmale einer Ordnung, welche die Autorin mit Erich Fromm „matrizenrisch“ nennt. Dies letzte unter Verzicht auf den gängigen Begriff „Matriarchat“, um deutlich zu machen, dass es in der Frühzeit andere Formen der Autorität gab als die heutige, männlich geprägte Macht: ein Hinweis, der hilfreich sein kann, wenn der – fast durchwegs schwierige, heikle – Umgang der Frauen mit der Macht diskutiert wird.

Die Autorin kann sich dabei auf die umfangreichen Ergebnisse der Matriarchatsforschung seit Bachofen stützen, insistiert allerdings darauf, dass die matrizenrischen Gesellschaftsformen keineswegs

Produkt eines unbewussten Zustandes des Menschen waren, der mit der Bewusstwerdung abgelöst werden musste, sondern dass es sich um ein Bewusstsein eigener Art handelt, das sich in Symbolen ebenso überzeugend formulierte wie das heutige in Begriffen. „Die Trauer des Menschen, die sakrale Bestattung und Beweinung der Toten stellen ebenso markante Bewusstseinsakte dar wie die spätere begriffliche Unterscheidung zwischen toter und lebender Natur. Es entspricht nur unserem rationalistischen Vorurteil, zu meinen, nur diejenigen erwachten zu selbstbewussten Subjekten, die sich, in Begriffen denkend, über das Objekt erheben.“ Solche Sätze sind bezeichnend für den Geist, in dem das Buch geschrieben ist; nicht zufällig stützt sich die Autorin in ihrer Argumentation zu Beginn stark auf Bildwerke, die im Sinne von Beispielen im Anhang beigefügt sind; es geht ihr offensichtlich nicht nur um Begriffe und Definitionen, sondern um Anschauung und Differenzierung, um die konkrete Erfahrung einer vergangenen, aber deswegen nicht unwichtigen Kulturstufe.

3.

Dass sich in einer matrizenrischen Kultur die Ehemänner (im Unterschied zu den Brüdern) als „Bürger zweiter Klasse“ vorkommen konnten, das kann man nicht schlüssig beweisen und nicht mit Händen greifen; aber man kann es vermuten und die Vermutung als wahrscheinlich belegen. Diese begründete Annahme ist die Voraussetzung der These, die dem Buch zugrunde liegt: Der Mann habe auf seine Frustration reagiert, indem er sich selbst zum Subjekt der Geschichte machte, sich im Gegensatz zur Frau und zugleich zu der ihr verbundenen, ihr verwandten Natur setzte; ein historischer Geschlechterkampf sei die Ursache für jenen immensen Paradigmawechsel, wie ihn der Übergang vom Matriarchat zum Patriarchat darstellt. Dass dieser Wechsel unter langwierigen und schweren Auseinandersetzungen verlief, das bezeugen unter anderem die grossen Dramen des Sophokles, der Sieg des Mannes war umfassend, seine Vormachtstellung blieb bis in die letzten Jahre unangetastet.

„Immer der erste zu sein und vorzustreben den andern“ – der Vers von Homer ist eine Art Leitmotiv eines (damals) neuen Denkens, einer neuen Gesellschaftsform; die darin beschriebene, geforderte Haltung ist die Grundlage für Effizienz, Erfolg, für Höchstleistungen auf dem Gebiet der Wissenschaft und Künste, schliesslich der Technik – und zugleich Ursache einer historischen Fehlentwicklung, welche die Autorin aus ihrer therapeutischen Erfahrung heraus mit Recht „neurotisch“ nennt: wobei Höchstleistung und Fehlentwicklung auf eine verhängnisvolle Weise zusammengehen.

In bewusster Zuspitzung könnte man sagen, der Mann werde hier als das „zweite“ oder „andere“ Geschlecht dargestellt – eine provozierende, vielleicht nicht bewusste Umkehrung der Grundthese von Simone de Beauvoirs berühmtem Buch, in dem die Frau dies „andere Geschlecht“ ist: definiert vom Mann und gemessen an ihm. Der Hinweis und der Vergleich mit dem Klassiker der Frauenbewegung kann durchaus sinnvoll werden, wenn man Grundvorstellungen und Zukunftsentwürfe der beiden Autorinnen vergleicht. Stärker denn je fällt im Rückblick auf, wie rückhaltlos Simone de Beauvoir traditionell männliche Werte vertritt. Das autonome Subjekt ist für sie ein unbezweifeltes Wert, die damit verbundene Entfremdung, das Herausfallen aus dem

Lebenszusammenhang, keine Gefahr; das Mütterliche, das am ehesten in den Lebenszusammenhang zurückführen könnte, wird als Behinderung erfahren und dargestellt. Was damals ausgeschlossen wurde, das holen heutige Feministinnen, unter ihnen Carola Meier-Seethaler, ins Menschenbild und in den Zukunftsentwurf zurück: Errungenschaften der Frau, Eigenschaften, die ihr zugeschrieben werden, sollen, aus der Gefangenschaft des privaten Kreises gelöst, im Ganzen der Gesellschaft fruchtbar werden. Dieser Gegensatz hat seinen Grund nicht nur in individuellen Unterschieden, sondern vor allem in der Veränderung der Zeit, in der die Fehlentwicklung des Patriarchats zur Selbstzerstörung pervertiert. Wenn namhafte Juristen heute ein „Recht künftiger Generationen“ und ein „Recht der Natur“ für nötig halten (Carola Meier-Seethaler weist darauf hin), zeigt das eindrücklich, dass das autonome Subjekt aus dem Lebenszusammenhang gefallen ist.

4.

Der Zukunftsentwurf, der das Buch in seinem letzten Teil abschliesst, ist ohne die eingehende und detaillierte Darstellung matrizenrischer Kulturen nicht denkbar. Es wird auch immer wieder darauf Bezug genommen, aber nicht etwa im Hinblick auf eine Rückkehr; ein solcher Vorschlag wäre ja Spielerei oder Illusion. Auch das Wiederbeleben alter Mythen, heute modisch, wird nicht als Ausweg vorgeschlagen; es geht um anderes, Wichtigeres: um den Wiedergewinn des Lebenszusammenhangs, aber aus heutigen Prämissen.

„Reziproke Partnerschaft“ heisst das Stichwort, unter das eine wünschbare künftige Entwicklung gestellt wird. Ein einfacher, und ein vielseitig anwendbarer Begriff, der nicht nur für die individuelle Beziehung zwischen Mann und Frau Geltung hat. Gemeint ist eine Verwandlung der Gesellschaft von innen her und in allen Bereichen, ansetzend bei einer Selbstkorrektur beider Geschlechter, durch die erstarrtes Rollenverhalten, verfestigte Fehlentwicklungen aufgebrochen werden.

Dass damit alle Bereiche tangiert werden, die äussere wie die innere Wirklichkeit, lässt sich wohl am schönsten am Arbeitsbegriff zeigen, dem mit Grund in der geschichtlichen Entwicklung eine zentrale Bedeutung beigemessen wird. Dass er sich im Patriarchat grundlegend änderte, spiegelt die Entwicklung an einer zentralen menschlichen Erfahrung. Die „schiere Arbeit“ (Hannah Arendt) mit der der Mensch der Frühzeit sein Überleben sicherte, erhielt das Odium des Verächtlichen; sie wurde Frauen, Sklaven, Fremdarbeitern, generell den niederen Schichten zugeschoben, schliesslich so weit wie möglich der Maschine; die „Mühsal des täglichen Lebens“ verlor ihre Würde. Was jetzt zählte, war die prestigeträchtige Leistung, die Arbeit mit einem „seelischen Mehrwert“, mit einem abenteuerlichen „thrill“. Dass breite Schichten stets von diesem abenteuerlichen „thrill“ und vom Erfolgserlebnis ausgeschlossen blieben und bleiben, versteht sich dabei von selbst. Dass aber heute *nur* die Lohnarbeit wirtschaftlich zählt, Haus- und Beziehungsarbeit zwar gelobt, aber nicht einberechnet und nicht ernst genommen wird, das darf man wohl als Ergebnis der langen Dominanz prestigeträchtiger Arbeit ansehen und als Folge der entsprechenden Entfremdung von der Subsistenzarbeit der Frühzeit. Beides, die Arbeit im öffentlichen

und privaten Bereich, wieder in einem neuen und erweiterten Arbeitsbegriff zusammenzuführen, das würde auch einen Schritt zu einem neuen Kulturbegriff beinhalten, in dem die alte Bedeutung des Wortes *colere* (das Land bebauen - und im Bebauen auch pflegen) wieder lebendig werden könnte. Eine „reziproke Partnerschaft“ - aber jetzt mit der Natur, wie sie auch ein „Recht der Natur“ sichern kann - wäre darin eigentlich schon vorgesehen, und damit vom heutigen Zustand aus gesehen, eine rettende Revolution.

5.

Bleibt zu ergänzen: „Ursprünge und Befreiungen“ ist ein dissidentes Buch nicht nur nach seinen Inhalten und in seiner Denkart, sondern auch in Form und Methode. Nach äusserem Umfang und vor allem in der Tragweite des Unternehmens ein höchst anspruchsvolles Werk, respektbeisend, was Breite und Differenziertheit des Wissens angeht - bleibt es doch unpräntiös im Tonfall, ohne „Fachjargon und die oft unnötig komplizierte Terminologie“, die, so die Autorin selber, in der heutigen Wissenschaft „die soziale Schranke des mittelalterlichen Lateins“ ersetzen. Das heisst: sie zieht aus ihrer eigenen Kritik am Wissenschaftsbetrieb die nötigen Konsequenzen, aber ohne dass man bei jedem Schritt bereits das Programm merkt. Ihre Kulturtheorie entwickelt sie nicht, wie üblich, aus der kritischen Auseinandersetzung mit anderen Theorien (Begriffsklärungen und Definitionen sind äusserst sparsam gesetzt), sondern in einer beeindruckend differenzierten, kritischen Sichtung des konkreten Materials. Nicht ein neuer Matriarchatsbegriff ist das Ergebnis des Buches, sondern ein breites, reichgefächertes anschauliches Bild dieser Kulturen.

Auch dies entspricht dem neuen Kulturbegriff, den die Autorin weniger definiert, als aus dem ganzen Gedankengang herauswachsen lässt. Bestimmend dabei ist (neben der Erinnerung an die ursprüngliche Bedeutung des Wortes) die Forderung nach einer Erneuerung der Wissenschaft und des geistigen Lebens überhaupt: im Durchbrechen der Schranken der Spezialisierung - und vor allem durch die „Rückgewinnung der emotionalen Dimension für unser geistiges Bewusstsein“. Man möchte diesen Satz vielfach hervorheben; er ist wohl insgeheim das Zentrum dieses Buches, sicher für die Autorin ein Impuls zu einer so immensen Arbeit. Unnötig zu betonen, dass damit gerade *nicht* ein Salto mortale in unreflektierte Emotionalität intendiert ist. Gestützt auf die „Theorie der Gefühle“ von Agnes Heller, vertritt Carola Meier-Seethaler die Auffassung (die so selbstverständlich scheint und es doch nicht ist!), dass Gefühl und Verstand nicht Gegensätze seien, sondern sich in unserer ganzen Entwicklung gegenseitig bedingen. In den Worten von Agnes Heller: „Nicht die Kognition steht der Emotion gegenüber, sondern die höheren Formen der Emotion und Kognition bedingen einander.“ Solche Gedanken sind nicht identisch mit feministischen Postulaten, davon freilich nicht zu trennen. Sie machen zu einem nicht geringen Teil die ungewöhnliche Qualität des Buches aus, das ich abschliessend nicht nur den ohnehin interessierten Leserinnen, sondern gerade auch Lesern, die feministischen Thesen skeptisch gegenüberstehen, vorbehaltlos empfehlen möchte.